

Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 29 (1906)

Artikel: Sitten- und kirchengeschichtliche Streiflichter : aus einem alten Stillstandsprotokoll
Autor: Farner, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-984806>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

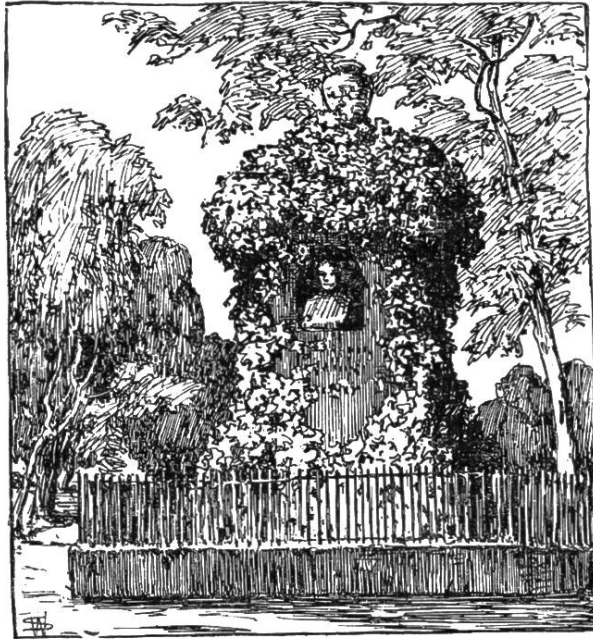
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das Gehnerdenkmal.

Sitten- und kulturgeschichtliche Streiflichter.

Aus einem alten Stillstandsprotokoll.

Von A. Farner, Pfarrer in Stammheim.

Der „Stillstand“, wie von 1628—1861 die offizielle Bezeichnung der zürcherischen Gemeindefkirchenpflege lautete, hat sich geschichtlich aus dem Ehegericht entwickelt, das bis zur Reformation dem Bischof von Konstanz zustand. Am 10. Mai 1525 erließ der Große Rat eine von Zwingli verfaßte „Ordnung und ansehn, wie hinfür zuo Zürich in der statt über eelich sachen gericht soll werden“. Die Zahl der Richter wurde darin auf sechs, 1538 auf acht angesetzt; nur zwei durften dem geistlichen Stand angehören. Diese Eherichter, 1530 zum ersten Mal Ehegaumer

genannt, waren zugleich auch Wächter gemeiner Zucht und Ehrbarkeit oder Sittenrichter. Das galt zunächst nur für den engen Umkreis der Stadt. Da aber die vom Rat erlassenen Gesatzungen und Sittenmandate natürlich für das ganze der Stadt Zürich zugehörige Gebiet galten, so konnte es nicht ausbleiben, daß nach und nach auch auf dem Land überall Ehegaumer eingesetzt wurden. Ein bezügliches Verlangen wurde an der Herbstsynode 1566 gestellt. Es dauerte aber lange, bis es im ganzen Kanton zur Ausführung kam. Erst 1683 ordnete der Rat, wie es scheint, auf wiederholtes Drängen der Geistlichen, die allgemeine Ernennung von zwei bis vier Ehegaumern mit der Aufgabe, Vergehen „gegen ebruch, huorij und kupplerij“ anzuzeigen, auch in den Landgemeinden an. Hand in Hand damit ging die Einführung von Stillständen, die überhaupt nur als eine Erweiterung der Ehegerichte zu betrachten sind. Während nämlich die Ehegaumer speziell das eheliche und familiäre Leben der Gemeinden zu überwachen hatten, lag den übrigen Stillständern die Aufsicht über das gesamte sittlich-religiöse Leben des Volkes ob. 1628 erkannte der Rat, daß die Ehegaumer schuldig seien, „alle Monat oder auch ehmalen in der Kilchen nach vollendetem Gottesdienst stillzestahn und mit dem Pfarrer zuberahten“. Aber noch 1636 waren die „angedüteten monatlichen Stillständ nit überall brüchig“. Es wurden jetzt auch die Richter, Weibel und Dorfmeier zum Stillstand beigezogen. 1656 erließ der Kleine Rat die erste und 1684 eine abgekürzte Stillstandsverordnung mit der Bestimmung, daß die Mitgliederzahl des Stillstandes zwar jedem Ort freigestellt sei, doch eher darauf Bedacht genommen werden soll, sie herabzudrücken ¹⁾.

¹⁾ Dr. W. Baltischweiler: Die Institutionen der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Zürich, 1905, S. 20 ff.

Der Pfarrer war ex officio Präsident des Stillstandes. Damit stand die Bestimmung des Entwurfs für die erste Stillstandsordnung, daß neben ihm der in der Ortschaft wohnende niedere Gerichtsherr „die vorderste Stell“ haben solle, in einigem Widerspruch. Sie wurde darum in der Stillstandsordnung von 1656 fallen gelassen, aber der zugrunde liegende Antagonismus 1684 nur notdürftig überbrückt mit der Bestimmung: „In dem Stillstand soll der Eingang vom Pfarrer gemacht werden; wenn aber an dem einen oder andern Ort ein Landvogt oder Amtmann seßhaft wäre, so soll derselbe um mehreren Ansehens willen den Eingang machen.“ Also der Pfarrer war Präsident und der Obervogt sollte „den Eingang machen“? Wir werden sehen, daß diese Unklarheit später Anlaß zu erbitterten Kompetenzkonflikten gab.

Der Stillstand mußte alle ihm zu Ohren kommenden Übertretungen des großen Mandats und der übrigen Satzungen unserer gnädigen Herren von Zürich untersuchen, die Fehlbaren warnen und im Wiederholungsfall an die zuständige Behörde weiter leiten. Er durfte aber selbst keine Geldbußen verhängen, eine Bestimmung, an die er sich zwar in Stammheim nicht hielt, und auch kein Sitzungsgeld annehmen. Dafür wußte er sich damit zu entschädigen, daß er den neugewählten Mitgliedern einen Einzug in Gestalt von Wein und Brot auferlegte. 1739 wirkte einer sogar Suppe und einen „Hamenstoken“, während der Wein aus dem Kirchenkeller geholt wurde. Auch schlich sich nach und nach die Unsitte ein, daß jedes Jahr einmal bei Anlaß der Armenbeschreibung ein Trinkgelage mit „gewellten Röchli“ auf Kosten der öffentlichen Güter gehalten wurde. Die Wahl in den Stillstand erfolgte durch Kooptation. In Waltalingen, das seit 1737 einen eigenen Stillstand hatte, hing die Bestätigung der Wahl vom Landvogt von Andelfingen ab. Der Stillstand von Stammheim zählte 25 Mitglieder; er bestand aus dem Pfarrer, dem Diakon, dem Ober- und dem Untervogt, dem Weibel, den

zwölf Richtern und den Verwaltern der sechs Kirchengüter nebst einigen andern Vorgesetzten. Obwohl der Stillstand sich nach und nach zu der Behörde auswuchs, welche neben der Aufsicht über die Sitten, die vereinigten Kompetenzen der jetzigen Kirchen-, Schul- und Armenpflege besorgte, so versammelte er sich doch verhältnismäßig selten, meistens nur vier- bis sechsmal im Jahr, regelmäßig einmal vor Eintritt des Winters, um die Spendbrote und Winterkleider, auch einzelne Gaben an Geld unter die Armen zu verteilen.

1652 beschloß die Synode, daß über die Verhandlungen des Stillstandes ein Protokoll zu führen sei. Das erste noch vorhandene Stillstandsprotokoll von Stammheim beginnt zwar erst mit dem Jahr 1680 (doch sind die ersten Blätter weggerissen) und schließt mit 1769. Es gewährt uns interessante Einblicke in das sittlich-religiöse Leben des Volkes jener Zeit. Wir gruppieren den Stoff nach den Titeln Sonntagsheiligung, Gottesdienst, Aberglaube, Ehestreitigkeiten, Kunkelhäuser, Armenwesen und Liebeswerke, um schließlich noch einen Exkurs über den Örtligeist hinzuzufügen.

1. Sonntagsheiligung.

Es wird allgemein angenommen, daß der Sonntag in der Blütezeit des Staatskirchentums ungleich mehr in Ehren gehalten worden sei, als heutzutage. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn Jakob Keller 1702 an der Auffahrt haberte (Haberjäte) und Jakob Gabriel und Jakob Kappeler von Ober-Stammheim 1690 während der Kinderlehre in die Reben gingen und mit Stecken Trauben abschlugen? Sie mußten freilich dafür eine scharfe Zurechtweisung vor versammeltem Stillstand entgegennehmen und auch eine Buße zahlen. Michael Dirzinger ging mit seinen Mägden (d. h. Töchtern) während des Gottesdienstes in die Kirschen und stieß auf dem Heimweg gerade mit den Reuten zusammen, die aus der Predigt kamen. Für das öffent-

liche Ärgernis, das er damit gab, mußte er $\frac{1}{2}$ Gulden Buße zahlen. Ein Bürger schüttelte am Sonntag Eicheln, ein anderer Nüsse während der Kinderlehre, ein dritter wirtete am Sonntag Branntwein aus, ein Schuhmacher und ein Schneider arbeiteten auf ihrem Beruf. Müller führten an Sonntagen mit drei bis vier Pferden bespannte Wagen voll Mehl von Kaltenbach nach Stammheim und mit Getreide beladen wieder zurück. Auch wurde wiederholt geklagt, daß die Gemeinden von fremden Mezgern beschwert würden, die an Sonntagen Kälber und Schweine holten und auf der Straße wegtrieben. Der Stillstand sah sich veranlaßt, Bestimmungen gegen Nachtvögel, das nächtliche Umher-schweifen und Trinken, das Aus-schenken von Branntwein am Sonntag Morgen, die üppigen Taufmähler, die Brautmähler ¹⁾, das Reiten in den Tennen während des Gottesdienstes, gegen das Regeln vor der Kinderlehre, das Tanzen im Wald, das Wischen der Gassen, das Waschen, Fegen und Wasserholen am Sonntag Morgen zu erlassen. Auf dieses Waschen, Fegen und Wasserholen wurde 1756 eine Buße von zwei Gulden angelegt. 1742 fuhren die Weidbuben während des Morgengottesdienstes mit dem Vieh ins Dorf ein und sogar mit Schellen „für die Kirche herunter“. Sie wurden dem Obervogt zur Bestrafung überwiesen. Auffallend ist, daß schon 1694 in unserer sonst immer strengkirchlichen Gemeinde Religionspötker erwähnt werden, welche die Kirchgänger auslachten oder nötigten, „den böseren Weg“ zur Kirche zu gehen.

Sie und da will es uns freilich vorkommen, wir sehen den gestrengen Sittenrichtern den Zopf hinten am Kopf herabbaumeln. Es war denn doch etwas viel verlangt, wenn die Leute auch während der Kinderlehre sich nicht auf der Gasse sollten sehen

¹⁾ Darunter verstand man die Gassen, die während der Trauung im Gemeindehaus von verwandten Weibern eingenommen wurden.

lassen, ja nicht einmal auf das Bänklein vor dem Haus sitzen oder aufs Feld spazieren durften. Es ist für den patriarchalischen Geist der Zeit bezeichnend, daß sich der Rat von Zürich kaum genug tun konnte, das Volk doch ja recht zur Religion anzuhalten. Seit 1576 wurden auf eine Anordnung in der ganzen Landschaft Dienstagpredigten eingeführt. Obervogt Wehrli auf Steinegg verfügte 1629, daß die Dienstag- und Wochengottesdienste in Zukunft fleißiger zu besuchen seien und daß man sich während derselben aller Feldarbeit und Hantierung zu enthalten habe. Die Stillständler mußten in den Dörfern die Runde machen, um nachzusehen, ob den Verordnungen nachgelebt werde. Um 1650 wurden „wegen vieler Erdbidem und sonstiger schwerer Zeiten“ zu Stadt und Land Samstagabendgebete eingeführt, die aber wie die Wochengottesdienste immer schwach besucht waren. Am 3. Mai 1761 wurde in Stammheim ein von Obervogt Johann Ulrich auf Steinegg veranlaßtes Gebot, daß die Gemeindegäuser von Ober- und Unter-Stammheim, in denen es am Ostermontag bis gegen Morgen laut und ungebunden zugegangen war, in Zukunft am Oster- und Pfingstmontag gänzlich geschlossen bleiben sollen, von der Kanzel verlesen. In der Nacht darauf wurden dem Pfarrer Vogel der aufgemachte Hau im Wald, zirka vier Klafter Scheiter und 90 Burden Stauden verbrannt. Auf den Pfingstmontag erlaubte der Obervogt den jungen Burschen im Widerspruch mit seinem eigenen Verbot, das Gemeindegauß wieder zu besetzen, nachdem seine Frau Katharina geb. Wolf von den Dorfschönen inzwischen eine Anzahl außerlesen schöne „Kiste“ zum Geschenk bekommen und gerne angenommen hatte. Der Pfarrer, der sich zu Zürich beschwerte, erhielt auf hohen Befehl von der Gemeinde wenigstens Schadenersatz, und Sekelmeister Heidegger von Zürich stellte den Gemeindevorgesetzten bei Abnahme der Rechnungen nachdrucksam vor, daß die Gemeindegäuser an den h. Nachfesten für die ledigen

Leute geschlossen bleiben sollen, „was er mit theologischen und politischen Gründen vortrefflich illustrierte.“ Trotzdem ließ Obervogt Ulrich den ledigen Leuten an Ostern 1764 die beiden Gemeindegäuser wieder öffnen, weil seine Frau wieder mit Riste beschenkt worden war. Pfarrer, Helfer und Unterbogt führten darüber freilich bittere Klage in Zürich und erreichten es auch, daß wenigstens an Pfingsten dem Mandat nachgelebt wurde. Ob es sich freilich auf die Länge aufrecht erhalten ließ, ist sehr zu bezweifeln. Der revolutionäre Geist der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hatte auch die Stammheimer erfaßt.

2. Gottesdienst.

Daß der öffentliche Gottesdienst vor 200 Jahren im allgemeinen fleißiger besucht wurde als heutzutage, ist keine Frage. Drangen doch die staatlichen Organe vom Landvogt bis hinab zum Prosessen strenge darauf, daß jeden Sonntag aus jedem Haus abwechselnd mindestens eine erwachsene Person die Kirche besuche und niemand sich ihr ohne Not entziehe. Hans Garner, Hafner, wurde 1683 „wegen seines schlechten Kirchgangs“ vor den Stillstand geladen, „hat sich aber mit seinem immerwährenden Kaltwehe entschuldigt“. 1694 sprach der Stillstand dem Wagner Wirth wegen Versäumnisses des öffentlichen Gottesdienstes ernstlich zu. 1706 wurden Jakob Nägeli, genannt Mafer, und seine Frau foramiert, weil sie an der Weihnacht die Kommunion versäumt hatten. Er entschuldigte sich, er habe Bauchweh gehabt und keine Schuhe, versprach aber Besserung. 1755 wurde Barbara Huber, eine Witwe, die nicht mehr zur Kirche ging, aber allenthalben herumvagierte, zu einem Zuspruch ins Pfarrhaus zitiert, und 1689 ließ der Stillstand eine andere Witwe, Barbel Nägeli, durch den Weibel ermahnen, sich durch die Jhrigen in die Kirche führen zu lassen, widrigenfalls man dies durch einen Fremden besorgen ließe.

Ob freilich durch solche Zwangsmaßregeln wahre Frömmig-

keit gepflanzt wurde, ist eine andere Frage. Schon die endlosen Zänkereien um die Kirchenstühle, besonders die Weiberstühle, womit der Stillstand seine liebe Not hatte, erweckt keine günstige Meinung. Diese Stühle waren Privateigentum. Nun änderten sich natürlich die Verhältnisse von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, indem die einen Familien anwuchsen und viele Töchter mit der Verheiratung auf den Stuhl der Familie ihres Mannes Anspruch machten, während andere lieber in ihrem bisherigen angestammten Stuhle blieben. Oft drehte sich der Streit nur darum, wer das erste Recht auf einen Stuhl habe, wer also zuvorderst sitzen dürfe. Eine Frau schalt die andere deswegen in der Kirche sogar an einem heiligen Tag eine Gecksnase. Die erwachsenen „Knaben“, die in der Nachtschule die Choräle einübten und deshalb das Vorrecht hatten, im vordersten Banke auf der Empore zu sitzen, schlugen sich oft beim Einläuten um den schönsten Platz. Einmal ging es so heftig zu, daß ein Brett von der Brüstung der „Vorkirche“ weggesprengt wurde und ins Schiff hinabfiel dicht neben das Töchterlein des Diacons Bachofen hin. 1729 wurde geklagt, die jungen halbgewachsenen Knaben schwagen und lachen die ganze Zeit während der Predigt. Es wurde beschlossen, es müsse jedesmal ein Stillständer auf die Vorkirche sitzen, um Ordnung zu halten. Der Beschluß wurde wieder und wieder aufgefrißt, zum Zeichen, daß auch die Väter des Vaterlandes sich nicht so regelmäßig beim Gottesdienst einfanden. 1730 sah sich der Stillstand zu dem Beschluß veranlaßt, es sei öffentlich von der Kanzel herab zu verkünden: „Jedermann soll sich in der Kirche vor allem Gezänke hüten, allfällige Klagen sind beim Pfarrer anzubringen. Wer in der Kirche Ungelegenheit anfängt mit Stoßen oder Stupfen und andere in der Andacht stört, der wird gerade nachher auf die Meßg¹⁾ gesetzt.“ Eine ständig wieder-

1) Das Gemeindegewandlokal, das sich im Schlachthaus bei der Linde Ober-Stammheim befand.

kehrende Klage lautet, die jungen Burſchen liefen aus der Kirche wie die Schweine und ſtießen die Frauen um, die vor ihnen hergehen. Oft verderbten ſie auch die Reben am Kirchweg, indem ſie in ihrem Ungeſtüm auf dem ſchmalen Kirchweg ſchnell an den Frauen vorbeigehen wollten. Deſhalb ſollte jeden Sonntag ein Stillſtänder auf die Vorkirche ſitzen, einer ins Chor und drei unten die Türe gehen, um Unfug zu verhüten und die ſchnell Hinauslaufenden zurückzuhalten. 1729 wurde der Beſchluß dahin abgeändert, daß die Vorgeſetzten die Kirchentüre auf der Vorkirche nach Schluß des Geſanges ſchließen und erſt wieder öffnen ſollten, wenn die Frauen die Kirche nicht bloß völlig geräumt hätten, ſondern bereits eine Strecke weit von der Kirche weg bis unter die ſteile Halde hinabgekommen ſeien. Eine oft und viel bekämpfte Unſitte, deren Spur ſich bis auf unſere Zeit hinab erhalten hat, beſtand darin, daß Frauen die Kirche vor völliger Beendigung des Gottesdienſtes, noch während des Gemeindegeſanges verließen und Männer den Hut aufſetzten, ehe ſie die Kirchentüre erreicht hatten. Auf beide Fehler ſetzte der Stillſtand 1695 eine Buße von drei Pfund ¹⁾, beging aber 1727 die Inkonſequenz, Weibern, „die vor dem Geſang notwendig nach Hauſe müſſen, die Kirchenthüre offen zu laſſen“. 1685 hat ſich Jakob Rütimann, genannt Elſen Jagglin, in der Kirche ärgerlich verhalten, weil er voll Branntwein geweſen. Er wurde vom Stillſtand um fünf Bazen geſtraft, worauf er verſprach, es müſſe nicht mehr vorkommen. 1694 ſind Heinrich Bachofen, „ein rechter Branntweinschlauch“, und ſein Schwiegervater Kreuzwirt Hans Ulrich Farner „wegen Völle des Branntweins“ während des Gottesdienſtes aus der Kirche gelaufen. Daheim trafen ſie ihre Weiber an, wie ſie Bratwürſte aßen. Allen vier Perſonen wurde vom Stillſtand ernſtlich zugeſprochen.

¹⁾ Annähernd ſechs Franken.

Was übrigens solche Zusprüche für einen Erfolg hatten, wird durch einen eklatanten Fall zur Genüge illustriert. Wurden da zwei gottlose Ehemenschen, Hans Jakob Wirth, „der lang Maurer“, und Adelheid Farner „wegen ihres verruchten, gottlosen Fluchens, Vollaufens, Raufens und Schlagens“ 1729 bereits zum zweitenmal scharf abgekanzelt. Die Frau mußte auf Befehl des Pfarrers Salomon Brennwald vor dem Taufstein niederknien, Gott und den Stillstand demütig um Verzeihung bitten, Besserung geloben und ein ihr vorgesprochenes Sündenbekenntnis: „Ich armer sündiger Mensch . . .“ Wort um Wort laut nachsagen. Aber siehe! schon auf dem Heimweg fingen die beiden Eheleute wieder einen neuen heftigen Streit an. Dafür wurden sie dann freilich vom Pfarrer Brennwald und Obervogt Waser dem Ehegericht zu Zürich zur Bestrafung überwiesen.

Die jungen Leute mußten bis zum 20. Jahre die Kinderlehre besuchen. Es wurde aber immer geklagt, daß die Knaben und Mädchen, die zum heiligen Abendmahl zugelassen waren, sich dieser Gleichstellung mit den Minderjährigen zu entziehen suchten. Die Kirche verstand es so wenig wie der Staat, ihre Glieder zu sittlicher Selbständigkeit heranzuziehen. Diese ganze Zeit hatte keinen Sinn für Freiheit und Menschenwürde. Um so mehr hing sie an Äußerlichkeiten. Nun war das Schwert von jeher das äußere Abzeichen des freien Mannes. Also wurde 1745 beschlossen, alle Mannschaft müsse bei einer Strafe von 10 Bazen zum Gottesdienst das Seitengewehr in die Kirche tragen, und zwar ebensowohl in der Wochenpredigt als am Sonntag.

Auf die Klage, daß viele das heilige Abendmahl außerhalb der Kirche stehend zu sich nehmen, erkannte der Stillstand 1755, das dürfe in Zukunft ohne vorher eingeholte Bewilligung nicht mehr vorkommen. Ansäßen und fremde Ankömmlinge, die das heilige Mahl in der Kirche zu Stammheim feiern wollen,

müssen mit glaubwürdigen Attesten versehen vorher im Pfarrhaus erscheinen und sich gebührend anmelden. Das wurde alle Vorbereitungstage publice pro cathedra verkündet. Die Betttagskommunion wurde von den gnädigen Herren und Oberen in Zürich 1768 eingeführt.

Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß der Stillstand 1714 beschloß, Anna Kellerin, genannt Blauw Näsli, die ein so rauhes Angesicht hatte, daß man sie „nit ohne Grausen“ ansehen konnte, dürfe nicht über den Brunnen gehen, müsse immer zuletzt in die Kirche hinein und wieder zuerst aus ihr herausgehen und andern Weibern so wenig als möglich unter die Augen treten.

3. Aberglaube.

Als ein Überbleibsel aus dem germanischen Heidentum erhielt sich das „Nachsnen“ zum Teil bis in die neue Zeit hinein. Man versteht darunter die Kunst, durch Beschwörungen, Anwendung von Zaubersprüchen usw. Krankheiten an Menschen und Vieh zu verursachen oder zu heilen, auch zu töten, Schätze zu heben und dergleichen. Eine Frau Nägeli von Ober-Stammheim riet 1694 Magdalena Farner an, ihr Wasser zur „Bestellung des Kaltwehes“ in das rinnende Wasser gehen zu lassen, indem sie die heilige Dreifaltigkeit nenne und dazu einige Sprüche hersege. Sie verspürte aber anstatt der Besserung bald darauf eine beschwerliche Geschwulst, was auf Wassersucht schließen läßt. Nun bereute sie ihren Fehler und verzeigte die Nachsnerin, die darauf vor den Stillstand gestellt wurde. Weil sie aber „ein armer Mensch“ war, wurde ihr keine Buße auferlegt; sie mußte nur versprechen, sich solcher Künste ihr Leben lang zu müßigen. Nun wurde ihr aber auch nachgeredet, sie habe jemand um Milch gebeten, und als sie ihr abgeschlagen worden, sei die Kuh, von der sie gerne Milch gehabt hätte, nachher wie verhext gewesen, so zwar, daß man von ihrer Milch unmöglich mehr

habe Schmalz bereiten können. Eine andere Frau, Magdalena Bettel, wurde im gleichen Jahr der Hexerei verdächtigt, ließ jedoch, vor den Stillstand gestellt, nichts an sich herankommen. Das Jahr darauf mußte sich Frau Mägeli, die viel mit einer dritten Nachsnerin verkehrte, nochmals vor dem Stillstand verantworten und unter Nachsprechen der ihr von Pfarrer Schinz vorgesprochenen Worte sich zu dem dreieinigen Gott bekennen, der Sünde und dem Satan absagen und sich des Umgangs mit verdächtigen Leuten enthalten. 1696 ließ Küngolt Garner in langwieriger Krankheit einen Segen über sich sprechen, worauf es mit ihr besserte. Diesen Segen gab sie auch andern Leuten, denen er ebenfalls half. Sie vermeinte, das sei nichts Böses; aber Pfarrer Hans Kaspar Schinz und Helfer Felix Sommerauer wiesen ihr aus Gottes Wort nach, „welch ein schwere Sünd das sHe, wie der leidig Teufel sein Griff darbei habe“, und drohten ihr, daß man sie nach Zürich führen werde, wenn sie nicht vor dem Stillstand verspreche, solchen Segen nie mehr geben zu wollen. Jetzt erst gab sie unter Tränen nach.

Frau Marie Bettel stand im Verdacht, einem jungen Mann in zwei Äpfeln „vergeben“ zu haben, worauf er krank wurde.

1702 wurde Jakob Keller, Rüferlin, von Unter-Stammheim, vor den Stillstand geladen, weil er Gespenster zitierte und vorgegab, er könne Verlorenes durch Beschwörungsformeln wieder zum Vorschein bringen. Der Stillstand ermahnte ihn, „sich aus dem Strick des Satans zu reißen“, und überwies ihn dem Bußengericht.

1657 war in Schlattingen eine „Unholdin“ oder Hexe, die aber darüber einvernommen, ihre Unschuld beteuerte und schwur: wenn sie eine Unholdin sei, so möge sie Gott in ihrem Hause verbrennen lassen. Als nun nicht lange nachher ihr Haus wirklich abbrannte und sie in den Flammen umkam, während sie ihren kranken Mann noch retten konnte, galt das allgemein als

ein Gottesgericht und als ein Beweis dafür, daß sie eben doch eine Hexe gewesen sei. Die Stammheimer wollten sie darum nicht auf ihrem Friedhof beerdigen lassen; sie wurde an einem abgelegenen Ort beigelegt.

Im März 1700 fiel es dem Stillstand auf einmal ein, daß eigentlich auch die Fastnachtfunken ein abergläubisches, heidnisches Wesen seien. Er verbot es den Knaben, welche dabei ihre „Erlustigung“ suchten, und drohte, sie zur Meßg abführen zu lassen, wenn sie nicht davon abstehen. Mit welchem Erfolg, zeigt die Tatsache, daß die Fastnachtfunken heute noch jeden Fastnachtsonntag so lustig auf allen Anhöhen lodern wie vor tausend Jahren. Es ist übrigens seither nie mehr gegen diese unschuldige Begrüßung des Frühlings Sturm gelaufen worden, bei der ja auch kein Mensch mehr eine heidnische Anwandlung verspüren wird.

4. Ehe Streitigkeiten.

Mit solch unliebsamen Geschichten hatte der Stillstand immer viel zu tun. Sie bilden ja den eigentlichen Kern oder Kristallisationspunkt seiner Tätigkeit, an den sich die anderen Geschäfte infolge der dem ganzen Zeitalter des Staatskirchentums zugrunde liegenden Anschauungen Punkt für Punkt anschlossen. Wir greifen nur einige Fälle heraus, die besonders geeignet sind, einiges Licht auf damalige Verhältnisse zu werfen.

Heinrich Keller, Küferli, der mit seiner Frau ein ärgerliches Leben führte, den Pfarrer Brennwald einen Ehezertrenner schalt und durch den Schulmeister von Schwamendingen eine Schmähschrift über ihn aufsetzen ließ, wurde fünf Tage in den Ötenbach gelegt, zweimal an der Stud gezüchtigt, mit zwanzig Pfund Buße bestraft, für zwei Jahre von seiner Frau geschieden und dazu verurteilt, ihr in dieser Zeit jährlich 3 R (Reichstaler) zu zahlen (1738).

Als 1741 zwei „ungute Eheleute“ aus Uerschhausen vor den Stillstand zitiert wurden, wollte der Mann, Heinrich Hagen, nicht erscheinen, „da er vor dem Stammer Stillstand nichts verloren habe“, worauf ihn Pfarrer Brennwald wegen Widerseßlichkeit vor dem Landvogt Streiff in Frauenfeld verklagte. Dieser bestrafte ihn mit Arrest und Geld und brachte ihn dadurch zur Besinnung.

Ehestreit hat in der Regel schlechte Kinderzucht im Gefolge. Auch dafür ein Beispiel: 1756 mißhandelte Josef Farner seinen Vater, wie dieser die Mutter.

Die Frau von Jakob Keller, Gerbers, der nicht gern arbeitete, stellte einen Schwebelträger (wohl einen Häufierer) an, ihren Mann in den Krieg zu führen und versprach ihm vier Gulden, wenn er ihn ihr vom Leibe schaffe. Dafür erhielt sie einen ernsten Verweis vom Stillstand.

Ein Ehebrecher wurde vom Ehegericht in Zürich mit Gefängnis bestraft. Der Stillstand von Stammheim legte ihm auffallenderweise nachträglich erst noch eine Buße von einem halben Taler auf; wie es scheint, hielt er jene Strafe für zu gelinde.

„Weilen bekannt, daß etwelche junge Leut Jahr und Tag lang in ehlicher Verlobnis stehen, woraus allerlei Unrath entstehen kann, wie die Erfahrung bezeugt, so wird erkannt, auf solche Fälle genauer Acht zu geben und sie zu förderlicher Hochzeit anzumahnen“. Im Fall des Ungehorsams soll der Obervogt das Recht haben, für einen jeden Monat längeren Aufschubs ein Pfund Pfennig von den Zuwiderhandelnden einzuziehen (1711).

Die Auflösung eines Eheversprechens hieß Eheschimpf. Um einen solchen Fall handelte es sich 1685, als Margareth Peter von Ober-Stammheim ihr Verhältniß zu Christian Berberer, Metzgermeister in Stein a. Rh., der sie um die Ehe angesprochen

hatte, unter dem Vorwand, ihm noch nichts versprochen zu haben, wieder lösen wollte. Da sie indes ein Kinglein mit „Kräm“ von ihm angenommen, so erkannte das Ehegericht zu Zürich, es habe freilich ein Eheversprechen stattgefunden, löste es nun aber auf und verurteilte das Mädchen dazu, ihrem früheren Bräutigam für den ihm angetanen Eheschimpf etwas zu zahlen. In einem ähnlichen Fall mußte Elisabeth Frei ihrem verschmähten Liebhaber Jakob Schneiter 20 Gulden geben. Dagegen wurde eine Witwe Barbel Farner, die den St. Annapfleger Hans Jakob Langhart zur Ehe ansprach, vom Stillstand abgewiesen, weil es sich herausstellte, „daß es eine volle Metti gewesen“, d. h., daß sie sich nur einst bei einem lustigen Anlaß, einem Tischgelage, Liebes gesagt hatten. Immerhin mußte Langhart den übrigen Stillständern für diesen Spruch einen Abendtrunk gehen, was doch dafür spricht, daß sie ihrem Kollegen zu Liebe ein Auge zudrückten.

5. Kunkelhäuser.

An den langen Winterabenden saßen die Mädchen gern zusammen, um zu spinnen und sich die Zeit mit allerlei Gesprächen, Spiel und Kurzweil zu vertreiben. Dabei fanden sich dann auch die jungen Leute des andern Geschlechtes ein. Man holte irgendwo noch einen lustigen Musikanten herbei und nun wurde der Spinnrocken auf die Seite gelegt und die Nacht mit Tanzen zugebracht. Das waren die Kunkel- oder Gunggelhäuser, mit denen der Stillstand einen langwährenden und im ganzen fruchtlosen Kampf führte. Das Wort kommt vom lateinischen colus, Spinnrocken, oder vielmehr von der Verkleinerungsform colunculus, auch conunculus, Kunkel her. Es liegt auf der Hand, daß diese Zusammenkünfte oft zu allerlei schlimmen Sachen Anlaß boten, namentlich wenn sie von gewissenlosen Leuten gewerbsmäßig veranstaltet wurden. Möglich, daß auch die Sittenrichter in ihrem Eifer manchmal zu weit gingen. Das

ist z. B. gewiß der Fall, wenn sie das Tanzen nicht bloß in Privathäusern, sondern auch auf dem Gemeindehaus zu Ober-Stammheim, selbst an Hochzeiten und am Jahrmarkt 1684 ein für allemal rundweg verboten. Etwas anderes ist es, wenn der Stillstand Jakob Harder mit fünf Bazen büßte, weil er ein Kunkelhaus hielt und darin jederzeit lehren und tanzen ließ (1684).

Im gleichen Jahr mußte Jakob Keller $\frac{1}{2}$ Gulden bezahlen, weil er ein Kunkelhaus hielt, in dem Röchle gebacken und allerlei ungebührliche Sachen verübt wurden. Im Januar 1787 wurde Hans Martin, ein Rebmann in Ober-Stammheim, aus demselben Grund mit fünf Pfund gestraft und ihm gedroht, er werde ins Gefängnis gesetzt, wenn er nicht bezahlen könne. In der gleichen Sitzung wurden noch zwei andere Kunkelhäuser aufgehoben und sechs Mädchen mit je zwei Pfund bestraft. 1696 fing der Obervogt an, den Besuch der Kunkelhäuser, wenigstens in Rußbaumen, mit Verrichtung von Frohntagwerk zu bestrafen, stieß aber damit auf Widerstand. 1713 beschloß der Stillstand, die Schenk- und Kunkelhäuser am Sonntagnachmittag zu besuchen. 1735 setzte er fest, daß nicht mehr als vier Töchter zum Spinnen zusammensitzen dürfen. 1769 werden „die schändlichen Gunggelhäuser“ in unserm Protokoll zum letzten Mal erwähnt. Der Kampf gegen sie läßt sich also ein ganzes Jahrhundert hindurch verfolgen. Damit steht der 1695 erneuerte Beschluß in Zusammenhang, „daß wiederum das Mandat wider das unzüchtige Zusammenschläufen lediger Leute jährlich verlesen werden solle, da dies ganz gemein und ungescheut getrieben werde“.

6. Armenwesen.

Für die Armen wurde schon im Mittelalter nach dem Kirchenrecht ein Teil des Zehntens verwendet, meistens in Form

von Spendbrotten. Die Kirche hatte ihre Widumsgüter, die von einer Anzahl Bürger gegen Entrichtung gewisser Grundzinse, Zehnten und Spendbrote bewirtet wurden. So erhielten z. B. die Armen von Stammheim jährlich 448 Spendbrote (jedes zu vier Pfund), welche ihnen die Kirchenpfleger in der Kirche verabreichten. Jeden Sonntag kamen acht Brote zur Verteilung. Der Pfarrer verkündete von der Kanzel herab, wer am folgenden Sonntag solche zu liefern und wer sie zu beziehen habe. Ein Brot durfte der Meßmer jedesmal für sich mit nach Hause nehmen. Aus dem St. Anna-Gut wurden auf den Winter je-weilen eine Anzahl Schuhe und Strümpfe für Arme angeschafft. Annali Maurer wurde „etwan zu Monaten umb ein Trünklein“ bewilligt. Geld wurde den Armen höchst selten verabreicht. Hans Martin, Rebmann, erhielt vier Gulden „wegen seines schadhaften Weibes“ zur Bezahlung der Arztkosten. Als aber Jakob Frei, genannt Schultheß, um eine Steuer wegen seines Sohnes anhielt, der lang elend gewesen und viel verschäreret (verarztet) hat, verschaffte ihm der Stillstand nur einen Bettel-brief aus der Kanzlei, „etwas damit zu erjagen“. So sorgte man damals für die armen Leute: man schickte sie betteln und empfahl sie der Wohltätigkeit des milden Publikums. 1695 beschloß der Stillstand bei Anlaß eines Unterstützungsgesuches von Jakob Schuler, der sich am Neujahrstag einen Finger ab-geschossen, pro futuro an heiligen Festtagen eine Kollekte zu er-heben. Es flossen darauf an Pfingsten 22 Gulden 12 Heller, woraus die Arztrechnung für Schuler im Betrag von 9 Reichs-talern gut bezahlt werden konnte. Das ermunterte zur Fort-setzung, um so mehr, da der Rat von Zürich 1662 den Still-ständen diese Kollekten als ein Mittel vorschlug, etwas für die Armen flüssig zu machen und mit der Zeit ein eigenes, vom Kirchengut unabhängiges Armengut, Säckligut oder Säckligeld, zu stiften. Die Anregung fiel auf günstigen Boden, die frei-

willigen Kirchensteuern oder Kirchenalmoſen ſind heute noch im ganzen Land im Gebrauch. So verdanken unſere Armen-
güter ihre Entſtehung und Aufſung hauptſäch-
lich den milden Beiträgen der Kirchenbeſucher. Daß
dieſe übrigens oft eines Sporns bedurften, geht aus dem Auf-
trag hervor, den der Pfarrer 1709 vom Stillſtand erhielt, die-
jenigen, „ſo bemittlet und allzugeringe, wie diejenigen, ſo heilloſe,
nichtswertige Geldſorten einlegen, von der Kanzel herab ernſtlich
zu ſtrafen und zur Beſſerung anzuhalten“.

Es trieb ſich immer eine erſchreckende Unmaſſe Bettler,
Gaukler und Gefindel aller Art, fremde und einheimiſche, im
Land herum, namentlich während und nach dem dreißigjährigen
Krieg; eine wahre Landplage, deren man ſich durch förmlich
organifizierte Betteljagden vergeblich zu erwehren ſuchte. Inſolge
von Mißwachs und Teurung entſtand dann im letzten Jahrzehnt
des ſiebzehnten Jahrhunderts eine große Not im Lande. Viele
Leute verhungerten auf der Straße. 1690 ſtarb ein vierjähriges
Knäblein von Altikon, das allein dem Almoſen nachging, bei
St. Anna in Ober-Stammheim und bald darauf ein Bettel-
hüblein aus dem Thurgau, „man konnte nicht ſagen, woher es
gekommen“. 1698 ſtarb ein Bettelmeitli, das krank von Ruß-
baumen her gebracht wurde und einen Roſenfranz bei ſich hatte,
auf dem Weg nach Ober-Stammheim. Suſanna Wepfer, ein
zehnjähriges Töchterlein unſerer Gemeinde, das auch den Almoſen
nachzog und ins Schwabenland kam, wurde dort von Soldaten
mißbraucht, ſo daß ihm — horribile dictu — der Vorder- und
Hinterleib ausging. Heimgekommen, wurde es vom Stillſtand
gekleidet und in den Spital nach Zürich gebracht, aber unbarm-
herzigerweiſe wieder aufs neue in die Fremde entlaſſen, um dem
Bettel nachzugehen.

1681 wurde als Regel aufgeſtellt: Wer Kinder „gon höuſchen“
(betteln) ſchickt, der ſoll von den Gemeinden ausgeſchloſſen ſein,

d. h. nicht mehr an den öffentlichen Gemeindeversammlungen und Trünken erscheinen dürfen. Alle übrigen, welche die Spenden nehmen, „dürffen ihre Kinder an Zinst- und Samstagen zu häuschen schicken“.

Interessant ist, wie schon 1695 hier eine Herberge bestand. Konrad Windler beherbergte die reisenden (sic) Armen. Dafür wurden ihm vom Stillstand zwei Viertel Kernen zuerkannt und da das nicht ausreichte, noch wöchentlich 2 fl Brot, später noch einmal ein Zuschuß von zwei Viertel Haber zu Habermus und ein Fuder Holz für den Winter, damit er stets eine warme Stube habe.

Als eine Hauptursache der Armut erscheint schon damals die Trunksucht, die keineswegs ein modernes Laster ist. Schon bis anhin sind uns Beispiele der Art vorgekommen; wir könnten sie zu Duzenden vermehren. Der gute Wein, der an den Abhängen unseres Berges wächst, ist schon für manchen verhängnisvoll geworden. Wie oft ist von Gassenvögeln die Rede, die sonderheitlich an Sonntagnächten allerlei Unfug anstellen, feuchte Kieder und Pöbli singen und die Leute in ihrer Nachtruhe stören! Als einst einige dafür vom Pfarrer einen Zuspruch erhielten, tranken sie richtig schon am darauffolgenden Sonntag wieder bis um Mitternacht in den Wirtshäusern herum, brachen einer Witwe in die Scheune ein und wollten eben Wein aus einer Stange schöpfen, wurden aber erwischt und auf die „Mehg“ gesetzt, darauf vom Obervogt gebüßt, in Begleitung des Weibels und des Wächters ausgetrommelt und durch das ganze Dorf Ober-Stammheim geführt; in der ganzen Zeit mußten sie ein Gütterli mit rotem Wein in der Hand halten (1759).

Arbeitscheu führt oft zu Diebstahl. Ein Wepfer, Dalmager genannt, der in fremden Diensten gewesen und liederlich geworden war, stieg 1694 in einer Nacht ins Stammheimer Pfarrhaus ein und stahl Silber- und Kupfergeschirr im Wert von 60 Gulden. Darauf entwich er und nahm wieder Kriegsdienste. 1699 beklagte

sich Schärer Bögger, daß man ihm nächtlicherweile die Neben gewümmet habe. In demselben Jahr beschloß der Stillstand: „Weilen bekannt, daß die meisten Diebstahl geschehen, alldieweil das Christenvolk bei dem Gottesdienst ist, so soll derjenige, der fremde Arme beherbergt, ihnen nicht gestatten, daß sie während desselben im Dorf herum vagiren, sondern selbige mit sich zum Gottesdienst mitnehmen oder durch die Wacht zum Dorf hinausführen lassen. Und weilen man in Erfahrung gebracht, daß freche Strolchen, welche sich für Handwerksgefallen ausgeben, während der Predigt und Kinderlehre in der Gemeinde herumschweifen, von den Gaumenden unter Drohungen Geld verlangen, so sollen die Wachten in der Zeit verdoppelt und die Bettler zum Dorf hinaus gewiesen werden.“ 1739 begingen Jakob Sigg, Zimmermann, und Hans Georg Ulrich, Weber, von Waltalingen, 21 Diebstähle miteinander. Dafür wurden sie mit zwei Tambouren und Profossen gebunden durch Groß- und Klein-Andelfingen, Dssingen, Gisenhart, Guntalingen und Waltalingen geführt und in der Kapelle Waltalingen mit ihren Weibern unter die Kanzel gestellt, wo ihnen Pfarrer Brennwald eine scharfe Predigt hielt. Zu guter Letzt wurden sie an ihr Haus „bandisirt“ und für sechs Jahre ehr- und wehrlos erklärt.

7. Liebeswerke.

So viele Schatten unser Volksleben aufweist, so fehlt es ihm auf der andern Seite auch nicht an lichten, erhebenden Zügen. Schon im Zeitalter des ärgsten Konfessionalismus zeitigte das Christentum unter anderem auch seine schönste Frucht, den Glauben, der in der Liebe tätig ist. Als 1685 infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes durch König Ludwig XIV. 200,000 Hugenotten aus Frankreich wegzogen, fanden viele in Genf, Basel, Bern und Zürich gastliche Aufnahme, ja eine neue Heimat. Bei diesem Anlaß kamen auch einige Flüchtlinge in

unsere Kirchgemeinde. Den 8. September 1687 trafen Monsieur Du Puys von Die in der Dauphiné und seine Frau Diane Laurens mit ihrem jüngsten Sohn Daniel in Ober-Stammheim ein, wo ihnen das obere Stüblein des Wirtshauses zum „Ochsen“ zur Wohnung angewiesen wurde. Die beiden Gemeinden Ober- und Unter-Stammheim gaben ihnen monatlich zwei Eimer Wein und Brot, zwei Gulden an Geld und einen Gutschein für sechs Pfund Fleisch in der Woche. Auf den Winter führten sie ihnen zwei Wagen voll Holz vor's Haus. Die Familie Du Puys blieb bis in den April in Stammheim. Über ihr späteres Schicksal ist uns leider nichts bekannt. Eine andere Hugenottenfamilie fand im Schloß Girsberg gastliche Aufnahme.

Das Pfarrarchiv enthält ein Verzeichnis von Liebesgaben, das beweist, daß die Stammheimer aber auch sonst offene Herzen und Hände hatten, wenn fremde Not an ihre Türen klopfte.

1646 gaben Stammheim, Rußbaumen und Waltalingen 110 Gulden aus ihren Kirchen- und Gemeindegütern an die neue Kirche zu Frauenfeld.

1655 und 1663 wurden für die Waldenser 101 Gulden gesteuert,

1664 für die bedrängte evangelische Gemeinde Wigoltingen 44 Gulden,

1666, 1667, 1668, 1669, 1670, 1673, 1674, 1714, 1717 und 1758 steuerte Stammheim für die Brandbeschädigten in Glattfelden, Dürnten, Hagenbuch, Niederglatt, Genf, Stein, Stadel, Hettlingen, Oberglatt, Buchs, Chur, Ober-Lunnern, Wirtau und Wilen-Neunforn,

1667, 1668, 1671, 1710 für Kirchenbauten in Neugst, Hütten, Basadingen, Burg, Langnau, Schlatt-Dießenhofen,

1668 für Hagelschaden in Schottikon und Umgebung, 1718 in Embrach und Lufingen,

1754 für Wasserſchaden auf der unteren und mittleren Widen an der Thur.

1685, 1687 und 1697 für die vertriebenen Hugenotten.

8. Örtlicheiſt.

Die beiden ungefähr gleich großen Gemeinden Ober- und Unter-Stammheim, die kaum einige hundert Schritte von einander entfernt ſind, hatten von jeher eine gewiſſe Eiferſucht auf einander. Jede wollte mehr ſein als die andere. Der kleinſte Umſtand konnte den Örtlicheiſt, der wie ein Funke unter der Aſche glommt, zu einer mächtigen Flamme anblaſen und die Bewohner der beiden Nachbargemeinden in feindliche Brüder verwandeln, die einander zu leide thaten, was ſie nur konnten. Ein ſolches Beiſpiel, das von weitreichenden Folgen war, ſoll uns heute beſchäftigen.

Im Jahr 1684 ſtarb Simon Beringer von Unter-Stammheim, der lange Jahre das Amt eines Kirchengutsverwalters bekleidet hatte. Da verlangten die Stillſtänder von Ober-Stammheim, daß dasſelbe jezt einmal einem von ihnen übergeben werde; ſie hätten genau dasſelbe Recht an dieſem Gut wie die von Unter-Stammheim, es ſei ein Burgrecht, das St. Anna-Gut habe auch einen Pfleger von Ober- und Unter-Stammheim. Wenn an der Kirche etwas zu bauen ſei, ſo müſſe Ober-Stammheim „alleweg“ faſt noch mehr geben als Unter-Stammheim. Da immer zwei Kirchenpfleger zu einem Kirchengut geſetzt waren, ſo erſcheint das Begehren von Ober-Stammheim nicht ungerechtfertigt, wenn es auch keineswegs die Bedeutung hatte, die es ihm beilegte. Dennoch ging Unter-Stammheim nicht darauf ein; es mochte wirklich glauben, es handle ſich hier um einen Eingriff in ſeine Rechte, weil es ſeit längerer Zeit Übung und Sitte geweſen war, daß die Verwaltung des Kirchenguts ausſchließlich Bürgern ihrer Gemeinde überlaſſen wurde. Sie gaben

also den Bescheid, das Begehren derer von Ober-Stammheim komme ihnen unbegreiflich vor, sie wollen vorerst die Gemeinde darum begrüßen. Untervogt Zeller, selbst ein Bürger von Unter-Stammheim, sollte die Angelegenheit vor die Gemeinde bringen. Immerhin wurde schon in dieser ersten Sitzung eine Ersatzwahl für den verstorbenen Simon Beringer vorgenommen; sie fiel auf Jakob Ulrich, Sattler, wohl den bisherigen zweiten Kirchenpfleger, der nun an die erste Stelle vorrückte. Als Adjunkt wurde ihm Jakob Ulrich im Flösch, also wieder ein Unter-Stammheimer, beigegeben.

An der nächsten Sitzung, die schon fünf Tage nachher, am 19. August 1684 gehalten wurde, gaben die Stillständler von Unter-Stammheim im Namen der Gemeinde den Bescheid, sie können auf die von Ober-Stammheim begehrte Neuerung nicht eingehen und hoffen, auch der Obervogt werde sie bei ihrem alten Brauch und Herkommen schützen. Da aber auch die Ober-Stammheimer auf ihrer Forderung beharrten, so wurde man rätig, den Handel bei Seckelmeister Escher in Zürich, Kastenvogt, anhängig zu machen. Die Antwort lautete, der Stillstand solle die Wahl provisorisch nach altem Brauch und Herkommen treffen, bis er einmal bei andern Geschäften hinauskomme, um die Sache dann genau zu prüfen. Escher übereilte sich aber nicht, er kam erst zur Abnahme der Kirchengutsrechnungen nach Stammheim hinaus, übers Jahr im andern Sommer. Und es war gut so. Denn nun schien die Sache eingeschlafen. „Die Gemeind Ober-Stammheim hat diese ihre Sach jetzt nit nur nit angebracht, sondern derselbigen mit keinem einigen Wort nie gedacht. Und als anno 1687 widerumb ein Kirchenpfleger gemanglet, da hat der Stillstand den 13. Oktober widerumb einen Kirchenpfleger gesetzt von Unter-Stammheim. ohne daß Ober-Stammheim ein einzig Wort darwider geredet hätte.“ Dasselbe wiederholte sich bei einer Ersatzwahl von 1689. Die Streitfrage schien ver-

geffen. Aber es schien nur so. Die Ober=Stammheimer rollten sie anno 1695 wieder auf, abermals mit dem gleichen Mißerfolg.

Nun war am Stillstand schon lange etwas nicht ganz in Ordnung. Er durfte nach der Stillstandsverordnung vom Jahr 1684 keine Bußen verhängen. Davon war man in Stammheim längst abgewichen. Man gab Bußen von einigen Bagen bis zu einem und zwei Gulden. Die höchste war die den Wirten angedrohte Buße von fünf Pfund für das Tanzen bei Hochzeiten; dazu sollte der Bräutigam erst noch drei Pfund und jeder Tänzer ein Pfund zahlen. Solange der Obervogt, der dem Gericht vorstand, nichts dagegen hatte, mochte es ja angehen. Sobald er aber fand, damit greife der Stillstand eigentlich in seine richterlichen Funktionen und Kompetenzen ein, war der Konflikt da. Dieser Fall drohte schon im Januar 1693 einzutreten, als Obervogt Ulinger auf Steinegg dem Pfarrer Kaspar Schinz erklärte, er habe Geschäfte halber der letzten Sitzung des Stillstandes nicht beiwohnen können, der damals vorgelegene Handel habe aber auch gar nicht vor dieses Forum gehört, noch weniger habe er mit einem „Büßli“ belegt werden dürfen; deswegen habe er dem Fehlbaren geraten, nicht zu erscheinen, zumal er schon vom Landvogt zu Andelfingen abgestraft worden sei. Man könne einem doch den Kopf nicht zwei- oder dreimal abhauen.

Hier setzten nun die Ober=Stammheimer ein, indem sie bei sich selber also kalkulierten: Wenn wir den Obervogt in seinem Streit mit dem Pfarrer und Stillstand unterstützen, so können wir uns, falls er obliegt, von ihm leicht eine Gunst auswirken. Und siehe da! die List gelang. Es war zwar ein verzweifelter Schritt und ein fauler Bund; denn auf Steinegg löste damals ein gewalttätiger Obervogt den andern ab, Breitinger Ulrich und dieser wieder Deri. Aber was tut man nicht alles, um seinen Zweck zu erreichen! Besonders Sigmund Ulrich führte ein strenges Regiment. Er hatte mit allen Leuten Fehde, namentlich

mit Pfarrer Adrian Ziegler, den er bei den gnädigen Herren und Oberen in Zürich verklagte, er halte Stillstand ohne seine (des Obervogts) Anwesenheit, greife ihm nach seinem Stab, wie er denn erst lezt hin wieder eine Sache habe vor den Stillstand ziehen wollen, die nicht dahin gehörte. Dabei habe er sich so ereifert, daß ihm ein Schwur entronnen sei. Dazu werde eine Buße von zwei Bazen für eine Absenz an den Stillstandssitzungen erhoben und das Bußengeld vertrunken. Auf Fastnacht 1707 wurde Obervogt Ulrich durch Deri abgelöst, der seine Untertanen mit Sporteln brandschakte und 1770 eine vom Pfarrer angeordnete Sitzung durch die Erklärung vereitelte, „daß nichts vor den Stillstand gehöre, als was er als stillständig erkenne und zuvor untersucht habe“. Pfarrer Ziegler begab sich sofort nach Stein, um sich beim Dekan Rat zu holen, der erklärte, die vorliegenden Geschäfte gehören allerdings vor den Stillstand, aber die Bestrafung der Fehlbaren sei Sache des Obervogts. Inzwischen zog dieser das wichtigste Traktandum, die Androhung einer Ordnungsbuße von fünf Pfund, kurzerhand vor sein Forum und verbot den Stillständern von Ober-Stammheim ernstlich, sich zu einer allenfalls vom Pfarrer anberaumten Sitzung einzufinden, was ihm diese natürlich gern zu Gefallen taten. Nach einigen Monaten zeigte Obervogt Deri dem Pfarrer an, daß der Stillstand eine Sitzung halten sollte, um nach Anordnung des Seckelmeisters und Rastenvogts Werdmüller in Zürich die Wahl eines dritten Kirchenpflegers von Ober-Stammheim vorzunehmen. Nun scheint aber damals gar keine Stelle vakant gewesen zu sein. Pfarrer Ziegler war darum ganz verblüfft und begab sich alsobald nach Zürich, um sich an erster Quelle nach dem Grund jener unbegreiflichen Verfügung zu erkundigen und sie womöglich rückgängig zu machen. Da ordnete der Obervogt in seiner Abwesenheit schnell eine Sitzung des Stillstandes an, an der richtig ein Ober-Stammheimer als

Kirchenpfleger gewählt wurde. Den beiden bisherigen Pflegern wurde bei Androhung von fünf Pfund Buße mir nichts, dir nichts befohlen, ihm unverzüglich die Schlüssel zum Kirchen- oder Zehntenkeller abzutreten. Sie taten es, ungern genug, und legten ihre Stelle tief gekränkt nieder. Der neue Pfleger aber nahm vom vorhandenen Weinvorrat Notiz und ließ ein Mahlschloß an die Türe legen. Als der Pfarrer von Zürich zurückkam, protestierte er energisch gegen den Gewaltakt. Es half ihm nichts. Die widerrechtlich erfolgte Wahl des neuen Kirchenpflegers blieb in Kraft. Die Ober-Stammheimer lachten ins Täuschchen, sie hatten ihren Zweck unter kluger Ausnützung der Umstände erreicht. Von nun an war immer, wenigstens noch 1780 beim Bau der Kirche, ein Ober-Stammheimer neben einem Unter-Stammheimer Verwalter des Hauptkirchenguts.

Bei dem gespannten Verhältnis, das zwischen dem Pfarrer und den Stillständen von Unter-Stammheim einerseits, und dem Obervogt und den Stillständen von Ober-Stammheim andererseits bestand, wurde nun einige Jahre (1711—1717 oder 1719?) kein Stillstand gehalten. Die dringendsten laufenden Geschäfte besorgte der Pfarrer. Die Folge dieser kleinen Palastrevolution war, daß das Ansehen des Stillstandes, der sich sowieso nie gerade großer Volksgunst erfreute, noch mehr Not litt, wie er denn auch von da eine merklich mildere Sittenzensur übte und namentlich nie mehr Bußen verhängte.

* *

Wenn die Gemeinde, deren sittlich-religiöse Zustände im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hier beleuchtet werden, dabei nicht gerade in einem günstigen Licht erscheint, so darf andererseits zu ihren Gunsten geltend gemacht werden,

1. daß neben den zutage getretenen Schattenseiten doch gewiß auch viel Gutes und Rühmliches von ihr zu melden wäre,

daß aber der Natur der Sache nach in einem Stillstandprotokoll nicht wohl Erwähnung finden konnte, zumal das Gute als das Selbstverständliche überhaupt immer weniger von sich reden macht als das Perverse, und

2. daß die Stammheimer nicht schlechter, aber auch nicht besser waren, als die Weinländer und Züribieter überhaupt.

Immerhin dürfte das Märchen von der guten alten Zeit auch durch diese altengemäße Darstellung wieder einen argen Stoß erlitten haben.
